HILLERN'S

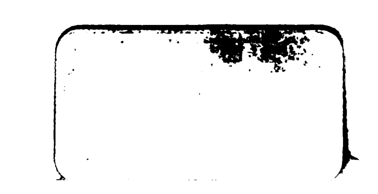
Höher Als Die Kirche.

CLARY

D. C. HEATH & CO.

BOSTON NEW YORK CHICAGO


GINN AND COMPANY
Ex Libris





Heath's Modern Language Series.

Höher als die Kirche.

Von

Wilhelmine v. Hillern.

EDITED WITH NOTES

BY

S. WILLARD CLARY,

FORMERLY INSTRUCTOR IN GERMAN, UNIVERSITY OF MICHIGAN.

BOSTON, U. S. A.

D. C. HEATH & CO., PUBLISHERS,

1891.

CARL H. HEINTZEMANN, PRINTER, BOSTON, MASS.

Mit leichter Hand und — so verständig,
Als würde Geschnitzeltes wieder lebendig.

Göthe.

"With cunning hand, and such deep art,
It seemed the stone to life would start."

Höher als die Kirche.

Gewiß sind[1] schon viele meiner freundlichen Leser auf einer Reise in die Schweiz durch das liebliche Breisgau[2] geflogen und haben mit Wohlgefallen die weichen Linien unseres Kaiserstuhls[3] und die in blauen Duft gehüllten Vogesen[4] verfolgt, die ja[5] nun „wieder unser" sind. Sie haben es[6] auch sicher nicht ohne Teilnahme gehört, als die Schrecken des Krieges[7] sich bis an die Ausläufer[8] des Schwarzwaldes wälzten und von dem kleinen stillen Städtchen Altbreisach[9] jenseits des Kaiserstuhls aus[10] der erbitterte Kampf um Neubreisach entbrannte. Es interessiert daher meine freundlichen Leser vielleicht, eine harmlose Sage aus Breisachs Vergangenheit zu hören, welche sich als poetische Arabeske[11] um das alte Städtchen am Oberrhein schlingt.

Sie kam mir, nachdem ich sie längst vergessen[12], wieder in den Sinn, als ich in einer kalten Winternacht auf der Höhe unseres Schloßberges[13] stand und dem Bombardement des Fort Mortier lauschte. Es war eine rauhe, unheimliche Nacht. Der Sturm rüttelte mit wahrer Wut an dem Gipfel des Berges und schien uns die Mäntel vom Leibe[14] reißen zu wollen; auch der letzte Neugierige hatte sich verloren, niemand war mehr weit und breit um mich her, als das Mädchen, welches ich zur Begleitung mitgenommen, und mein treuer Beschützer, ein großer Hund, der jeden neuen Windstoß und jedes Rascheln

im Laub anknurrte und anbellte. Ein anderer Hund tief unten am Fuße des Berges wurde von seiner gellenden Stimme aufgeschreckt und antwortete mit einem kläglichen Geheul, das gar unheimlich durch die Stille drang.

„Wenn ein Hund heult, stirbt jemand," bemerkte meine Begleiterin fröstelnd.

„Da drüben werden auch wohl genug Menschen[1] sterben," sagte ich und schaute hinüber über das weite nächtige Thal, wo hinter dem Kaiserstuhl eine rote Lohe auf- und niederschwankte — der Brand von Neubreisach. Schwere Schneewolken verdunkelten den Mond und die Röte hob sich um so greller von dem schwarzen Hintergrund ab[2]. In regelmäßigen Intervallen stiegen die Bomben wie Leuchtkugeln am Horizont auf und zogen mit Gedankenschnelle im weiten Bogen ihre Bahn herüber, hinüber, und wenn sie einschlugen[3] in den Feuerherd, so wallte die sich senkende Glut neu auf, und schwer und langsam folgte dem Aufblitzen der Geschütze jener wunderbare Donner, den nie vergißt[4], wer ihn einmal gehört — jene majestätischen Hammerschläge, mit denen der große „Schmied von Sedan"[5] ein altes Reich zerschlug und ein neues zusammenschmiedete. Und auch die von drüben[6] blieben keine Antwort schuldig; und herüber und hinüber dröhnten die wuchtigen Schläge unerbittlich, Menschenwerk und Menschenleben zermalmend, und der Brand Neubreisachs leuchtete als Schmiedefeuer zu der furchtbaren Arbeit.

Tief unten zu unseren Füßen lag wie im bangen Traume die Stadt Freiburg mit ihren zerstreuten, matt schimmernden

Lichtern. Die Fenster aber waren dunkel, die Stadt hatte die Augen geschlossen; und wie eine schwarze Schwanenmutter, die ihre Küchlein um sich geschart, so ruhte das gewaltige Münster[1] mit seinem schlanken Turm inmitten der niederen Häuser des Marktes, die sich wie Küchlein in der Dunkelheit unter seine Fittige zu verkriechen schienen. Es schlug zwölf von dem zu uns aufragenden Turm[2] und größere und kleinere Uhren nah und ferne trugen die Botschaft weiter, daß wieder ein banger Tag der schweren Zeit um[3] und ein vielleicht noch bangerer beginne. Totenstille lagerte über der schlummernden Stadt, während hinter unsern Bergen so nahe das Verderben wütete. Nur das Tod verkündende Geheul des Kettenhundes drang fortwährend zu uns herauf und der brausende Sturm sang mit dem Kanonendonner zusammen ein düsteres gewaltiges Lied von Kampf und Not.

„Wenn sie nur das Münster nicht zusammenschießen," sagte meine Begleiterin, „heute Abend hieß es, die Franzosen zielten auf das Münster."

Das Münster — das ehrwürdige Breisacher Münster mit seinen gotischen Türmchen, seinen frommen Sagen, seinen silbernen und goldenen Monstranzen[4] von unvergleichlicher Arbeit, einem Meisterwerk der Holzschneidekunst, wie es wenige giebt[5]!

Und versunken plötzlich wie mit einem Zauberschlag war die finstere Winternacht mit ihrem Schlachtenlärm vor meinem innern Auge, und ich stand in Breisach auf dem Münsterplatz und schaute von der stattlichen Anhöhe aus, weit hinein in die lachende grüne Rheinebene, hinüber nach Frankreich, dem

damals[1] noch ruhigen Nachbar, der schon in so manchem Kampfe dies Ruhekissen[2] des heiligen römischen Reichs[3], wie Breisach vor Zeiten hieß, bedroht hatte. Da lag es wieder vor mir in seiner stolzen Ruhe, das altersgraue Gebäude, und über ihm wölbte sich ein sonniger blauer Himmel. Zu Füßen des Berges, auf dem das Städtchen bis zum Münster malerisch ansteigt, floß breit und majestätisch der grüne deutsche Rhein hin, und wenn ich mich über die niedere Einfriedigungsmauer[4] bog, konnte ich von oben herab in die kleinen, engen Straßen mit ihrem harmlosen Treiben[5] blicken, wie in eine von Kindern erbaute Stadt. Mein Fuß schritt weiter auf dem weichen, grünen Rasenplatz rings um das Münster. Ein paar verspätete alte Mütterchen keuchten mit Gesangbüchern und Rosenkränzen den Berg herauf, und aus der geöffneten Kirchthür drang Weihrauchgeruch und mischte sich mit dem Duft der blühenden Fliederbüsche[6]. Das Meßglöcklein ertönte, die Maikäfer summten und einige kleinbürgerlich geputzte Kinder[7] tummelten sich im Grase, noch unbekümmert um ihr Seelenheil, für das die Mutter drinnen in der Kirche betete. Selbst der „Münstersimpel“[8], der den Fremden immer die Mütze hinstreckt, hatte heute seinen besten Rock an, denn es war Sonntag und ein Sonntag im wahren Sinne des Wortes. Durch die offenen Bogen des Kreuzganges schimmerten die grünen Wogen des Stromes so hell, daß man kaum den Blick darauf heften konnte, und die französische Schildwache drüben über der Schiffbrücke, welche noch freundnachbarlich Alt- und Neubreisach verband, hielt sich[9], geblendet von dem Sonnenbrand, die Hand vor die Augen.

Ich flüchtete mich in den Schatten hinter der Kirche, um den Gottesdienst abzuwarten; da war es so still und kühl und so friedlich, es gemahnte mich an das schöne Wort Eckhardts[1]: „Hinter der Kirche blühe die blaue Blume der Zufriedenheit.“ Jetzt kündete drinnen das geheimnisvolle Schellen der Monstranz das hohe Wunder der Wandlung[2] an, jetzt sanken die Gläubigen lautlos, verhüllten Angesichts in die Knie[3] vor dem leibhaftig gewordenen Gott — ein zweites Schellen — ein drittes — jetzt war der Gott an ihnen vorbeigeschritten und sie konnten sich erheben, neu gestärkt und belebt — gestreift von dem göttlichen Leib! Ich schaute zu einem der hohen Fenster hinein. Ein voller Sonnenstrahl fiel auf den herrlichen holzgeschnitzten Hochaltar, wo Gott, Vater und Sohn, mächtigen Schwunges[4] in Haltung, Bart und Gewändern, die allerseligste Jungfrau zur Himmelskönigin krönen, umgeben von einem Chor jubilierender Engelscharen. Mit Gedankenfluß und Gedankenbiegsamkeit schien sich hier der ungefüge Stoff des harten Holzes unter der Hand des Meisters gestaltet zu haben. In solcher Hand mußte ein Zauber wohnen[5], der alles bezwingende Zauber des schöpferischen Genius!

Und als die Messe zu Ende war und die Andächtigen wieder den steilen Berg in der Sommerhitze hinunterstiegen, da trat ich ein in das kühle steinerne Haus, das noch von bläulichen wohlriechenden Wolken[6] durchzogen war. Hoch über meinem Haupte bog sich unter der Wölbung der Kirche zierlich die Spitze des Altars, wie eine zu hoch aufgeschossene Blumenranke, die sich der Decke des Gewächshauses beugen muß. Ich liebe solchen

Schwung, der weit über die ihm gesteckten Grenzen hinausreicht, sich ihnen aber doch zu rechter Zeit zu fügen weiß. Und auf meine Fragen nach dem Schöpfer dieses herrlichen Werkes erzählte mir der Meßner die harmlose Künstlersage, die sich an seine Entstehung knüpft. Ich erzähle sie treulich wieder, und sollte meine Phantasie mit etwas lebhafteren Farben malen als die Tradition, so möge es verziehen sein, da ich keinerlei Bürgschaft für die Wahrheit meiner Geschichte übernommen habe!

I.

Das Messer.

Es war im Jahre des Heils[1] 1511, als zwei stattliche Männergestalten über den Rasen des stillen Münsterplatzes dahinschritten. Der eine, etwas ältere, mit feingebogener Nase, vollem graublondem Bart und langen Locken, die reich unter dem roten Sammetbarett niederfielen, schritt so majestätisch einher, daß man es auf den ersten Blick sah, er war kein gewöhnlicher Christenmensch[2], sondern einer, auf dessen breiten Schultern eine unsichtbare Weltkugel ruhte. Schön, groß und edel, wie man sich die höchsten der Menschheit denkt, ein Kaiser — ein deutscher Kaiser — vom Scheitel bis zur Zehe; zugleich ein Dichter und ein Held im wahren Sinne des Wortes, Anastasius Grüns letzter Ritter — Maximilian I.[3]

Hier in „seiner Stadt“ Breisach, wie er sie nannte, ruhte der Kaiser gerne aus von den Händeln, welche ihn und mit ihm die Welt bewegten, hier in dieser tiefen Ruhe und Stille arbeitete er an seinem „Weißenkunig“[4], hier schrieb er die zärtlichen Briefe an seine Tochter Margaretha in den Niederlanden. Das jetzt so vergessene, unbeachtete Städtchen am Oberrhein, es war das „Sanssouci“[5] Kaisers Maximilian. Aber zur Zeit des Jahres 1511 lagerten sich auch um dies „Ohnesorge“ drohende Wolken, die des Kaisers Stirn beschatteten und einen Sturm ankündeten,

der ihn weit mit sich fortreißen sollte[1], fort für immer von dem stillen Fleck Erde, den er so geliebt. Schon glimmten da und dort im eigenen Reiche unter der Asche die Flammen des Bauernkrieges[2] auf und draußen regte es sich wieder feindlich[3] in dem tückischen Völker-Vulkan — der Verlust Mailands drohte[4], und der alte Drache, der Türk, tauchte in weiter Ferne wieder auf — es war fast zuviel selbst für einen Kaiser. So ging er stolzen aber schweren Schrittes an der Umfriedigungsmauer[5] des Münsterplatzes hin, und sein Auge hing trübe an der heiteren Landschaft zu seinen Füßen; die unsichtbare Weltkugel drückte heute mehr denn[6] je auf seinen Schultern.

Plötzlich blieb er stehen: „Was sind das für Kinder?" fragte er den ihm folgenden Herrn, den edlen Ritter Marx Treitzsauerwein, seinen Geheimschreiber, und deutete auf eine Gruppe von zwei Kindern, die mit großem Eifer in einer Nische der Mauer einen jungen Rosenstock pflanzten.

Es waren Kinder so schön, wie sie[7] nur die Phantasie eines Künstlers ersinnen kann. Ein Mädchen und ein Knabe, ersteres etwa acht, letzterer zwölf Jahre alt. Die Kleinen waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie den Kaiser nicht kommen hörten; erst als[8] er dicht vor ihnen stand, fuhren sie in die Höhe, und der Bub stieß das Mädchen an und sagte ganz laut: „Du, das ist der Kaiser."

„Was macht ihr denn[9] da?" fragte Maximilian, und sein Künstlerauge weidete sich an dem reizenden Pärchen.

„Wir setzen dem lieben Gott einen Rosenstock," sagte der Junge unerschrocken.

„Glaubt ihr, daß sich der liebe Gott sehr daran freuen wird?"

Der Junge zuckte die Achseln. „Je nun[1], wir haben nichts Besseres."

Der Kaiser lachte. „Da wird er schon mit dem guten Willen vorlieb nehmen[2]! Wie heißest du denn?"

„Hans Liefrink."

„Und die Kleine, ist sie deine Schwester?"

„Nein, das ist Ruppachers Marie, mein Nachbarskind. — Pfui, Maili, thu'[3] die Schürze aus dem Mund!"

„Ah so — da habt ihr euch wohl[4] sehr gern?"

„Ja, wenn ich einmal groß bin und ein Messer habe, dann heirat' ich sie."

Der Kaiser machte große Augen. „Braucht man denn zum Heiraten ein Messer?"

„Ja freilich," antwortete der Knabe ernsthaft, „wenn ich kein Messer habe, kann ich nicht schneiden, und wenn ich nicht schneiden kann, verdiene ich kein Geld — und die Mutter hat gesagt, ohne Geld könne[5] man nicht heiraten, und ich müsse viel Geld haben, wenn ich die Marie wolle, weil sie eine Ratstochter ist."

„Aber," fragte der Kaiser weiter, „was willst du denn schneiden?"

„Holz!"

„Aha, ich verstehe, du willst Holzschneider werden. Nun erinnere ich mich auch, daß ich zwei junge Bursche deines Namens einmal bei Dürer in Nürnberg[6] sah — sind das Verwandte von dir?"

„Ja, Geschwisterkind[1]."

„Da übten eure Väter diese Kunst?"

„Ja — und ich hab', als ich klein war, zugesehen und nun will ich's auch lernen, aber der Vater und der Ohm sind tot und die Mutter kauft mir kein Messer."

Der Kaiser griff in die Tasche und zog ein Messer mit kunstreichem Griff und vielen Klingen heraus. „Thut's das[2]?"

Dem Buben stieg vor freudigem Schreck eine heiße Röte ins Gesicht, man sah's durch das grobe zerrissene Hemdchen, wie ihm das Herz schlug.

„Ja, freilich," stammelte er, „das thät's schon[3]."

„Nun, da nimm's und sei fleißig damit," sagte der Kaiser.

Der Bub nahm das Kleinod so behutsam aus des Kaisers Hand, als sei's[4] glühend heiß und könne ihm die Finger verbrennen.

„Ich dank' vielmals!" war alles, was er herausbrachte, aber in den dunkeln Augen des Knaben loderte ein helles Freudenfeuer auf und überschüttete den Kaiser wie mit einem Funkenregen von Liebe und Dankbarkeit.

„Willst du nicht zu deinen Vettern nach Nürnberg gehen und ihnen helfen, Platten[5] schneiden? Da giebt's viel Arbeit."

„Nach Nürnberg zum Dürer möcht' ich schon, aber Platten will ich nicht machen. Ich mag die Holzschnitte nicht leiden, die sind so flach, daß man mit der Hand darüber hinwischen kann, und so ineinander drin[6], daß man nicht weiß, was nah und was fern ist, und daß man sich die Hälfte dazu denken

muß. Da schneide ich viel lieber Figuren, das sieht viel natürlicher aus und man kann's greifen!“

Man kann's greifen!“ wiederholte der Kaiser lächelnd, „der echte Plastiker[1]! Du wirst ein ganzer Kerl[2], Hans Liefrink. Du hast Recht, halte dich an das, was natürlich ist und was man greifen kann — dann wird dir's nicht fehlen!“

Er zog einledernes Beutelchen aus dem Sammetkollet[3] und gab es dem Jungen. „Paß auf, Hans. Die Goldgulden da drinnen heb' auf; gieb sie niemand, auch deiner Mutter nicht, sag', der Kaiser hätte befohlen, daß du sie nur zu deiner Ausbildung verwendest. Lerne tüchtig, und wenn du groß bist und reisen kannst, dann geh' nach Nürnberg zum Dürer, bring' ihm einen Gruß von mir und sag' ihm, wie sein Kaiser ihm einst die Leiter gehalten[4], so solle er nun dir die Leiter halten, damit du recht hoch hinaufsteigen könnest. Versprichst du mir das alles in die Hand hinein[5]?“

„Ja, Herr Kaiser!“ rief Hans begeistert und schlug ein in die kaiserliche Rechte und schüttelte sie herzhaft in seiner großen Freude.

„Herr Kaiser,“ platzte er heraus, „wenn ich einmal den lieben Gott schneide, dann mache ich ihn so wie ihr — gerade so wie ihr muß er aussehen.“

„Gehab' dich wohl,“ lachte der Kaiser und stieg mit seinem Begleiter den Berg hinab.

Der Knabe stand da, als habe er geträumt; Maili hatte trotz des Verbots einstweilen ein Loch in die Schürze gelutscht[6] und hielt den nassen Zipfel wie versteinert in der Hand. Jetzt

lief es[1] einer Magd entgegen, die das Kind zankend zu suchen kam, und flüsterte ihr zu: „Denk', der Kaiser war da und hat dem Hans ein Messer geschenkt und viele Goldgulden." Die Magd wollt's nicht glauben, aber als sie das Messer sah — anrühren durfte sie's nicht — da m u ß t e sie's wohl glauben, und sie rief den ganzen Berg hinunter die Leute zusammen, und alle wollten das Messer sehen und den Inhalt des Beutels, aber den zeigte der kluge Junge niemandem[2].

Andern Tags reiste der Kaiser ab, und die Geschichte mit Hans Liefrink war noch viele Wochen das Stadtgespräch von Breisach: „Freilich war es kein Wunder, der Hans Liefrink war immer ein frecher Bub gewesen und hatte das Maul vornen dran[3] — wie sollte er sich nicht auch beim Kaiser anzuschwätzen[4] verstanden haben!"

II.

Unter dem Kaiserbaum.

Jahre verstrichen seitdem. Hans Liefrink verlor seine Mutter, Maili die ihre, und fester und fester schlossen sich die verwaisten Kinder aneinander an. Abends am Feierabend, wenn der Vater im Wirtshaus auf der Honoratiorenbank[1] kannegießerte und die Haushälterin mit den Frau Basen[2] an der Thür schnatterte, da stiegen die Kinder über den Zaun, der die Gärten hinter dem Hause trennte, und setzten sich zusammen, und Hans schnitzte dem Maili schöne Spielsachen und Figürchen, wie sie[3] kein Kind in ganz Breisach hatte, und erzählte ihr von allem, was er wußte von den schönen Bildern und Schnitzwerken, die er in Freiburg im Münster gesehen, und von den großen Meistern seiner Kunst, Baldung Grün in Freiburg und Martin Schön in Colmar[4]; denn er ging jetzt oft da- und dorthin, wo es was[5] zu sehen und zu lernen gab, und lernte unermüdlich.

Stundenlang saßen sie so bei einander und erzählten sich, was sie wußten. Wenn es sich aber thun ließ, so liefen sie hinauf zum Münster und gossen[6] ihren Rosenstock, den Hans zur Erinnerung den Kaiserbaum getauft. Dort weilten sie am liebsten, denn sie meinten immer, der Kaiser müsse doch[7] einmal wiederkommen und dort oben so vor ihnen stehen, wie das erste

Mal. Und oft riefen sie laut hinaus: „Herr Kaiser, Herr Kaiser, komm' wieder!“

Aber die kindlichen Stimmen verhallten ungehört in der weiten, weiten Welt, wo sich der Ersehnte im lauten Schlachtgetümmel umthat[1]. Die Kinder warteten vergebens, der Kaiser kam nicht wieder!

So wuchsen die Kleinen heran, und der „Kaiserbaum“ wuchs mit ihnen, und als hätten die zarten Fäden unbewußter Liebe in ihren Herzen sich mit den Wurzeln des Bäumchens in Eins verschlungen und verwoben, so zog es[2] auch die Erwachsenen immer wieder zu dem Rosenstock in der Mauernische, hier fanden sie sich Tag für Tag. Das Bäumchen war wie ein treuer Freund, der ihre beiden Hände in der seinen vereinte und festhielt. Aber der treue Freund war leider nicht stark genug, um auch äußerlich zusammen zu halten, was die Menschen trennen wollten.

Die schöne stattliche Jungfrau Ruppacherin[3], die hochangesehene Ratsherrntochter, durfte nicht mehr freundnachbarlich mit dem armen Bildschnitzer verkehren; der Vater verbot es ihr eines Tages auf das strengste, denn Hans Liefrink war nicht nur arm — er war auch nicht einmal ein Breisacher Bürgerskind. Seine Familie waren Niederländer und in Breisach eingewandert. Ein Fremder, ein armer Fremder noch dazu, war zu jenen Zeiten eine Art Paria[4], er konnte nicht eingefügt werden in das eingerostete enge Geleise altherkömmlichen Brauches. Nun aber trieb der Hans auch noch nicht einmal ein ordentliches Handwerk, ein Künstler wollte er werden — das war damals

so viel wie ein Beutelschneider, ein Herumtreiber, ein Hexenmeister, der ehrliche Leute durch Zaubertränkchen und Sprüche verführt. Und der Hans war auch just so eine Art Mensch, dem man derlei Hocuspokus zutrauen konnte. Den Mädels[1] that er es an, wo er vorüberging, daß sie stehen blieben und ihm nachschauen mußten; Locken hatte er wie von kastanienbrauner Seide, und seine dunkeln Augen hatten auch so etwas Eigenes, was kein Mensch sagen konnte; sie thaten förmlich jeden in Bann[2], mit dem er sprach. Was er trieb und schaffte, das wußte auch kein Mensch. Das kleine Haus, in dem er wohnte, hatte er sich gekauft, und nach seiner Mutter Tod bewohnte er's ganz allein, und keiner ging bei ihm ein noch aus, als der berühmte und daher auch berüchtigte Bildhauer Jakob Schmidt, der eines Tages im Streit einen Breisacher erschlug und flüchten mußte. Man sagte sogar, Hans habe ihm noch zur Flucht verholfen. Seitdem war er vollends im Verschrei[3], und sein stolzer Nachbar Ruppacher, dem der treue Spielkamerad seiner Tochter längst ein Dorn im Auge war, ließ sogar zwischen seinem und Hansens Garten eine hohe Mauer aufführen, so daß sich die jungen Leute gar nicht mehr als beim „Kaiserbaum“ treffen konnten und auch dies nur selten, wenn es eben recht still und leer da oben war. Aber gerade dies Hindernis schwellte den ruhig hinfließenden Strom unbewußter Gefühle in den jungen Herzen erst[4] an, daß er ihnen über die Lippen floß. Eines Abends, als Maili lange nicht zum Rosenbäumchen gekommen war, sang Hans unter ihrem Fenster, das nach dem Garten ging, sein erstes Liebeslied:

Am Rosendorn, am Rosendorn
Da blieb mein Herze[1] hangen,
Und wenn du kommst zum Rosenbaum,
Kannst du's herunter langen.

Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir,
Hat noch kein Baum getragen.

Süß Liebchen, komm' und pflück' sie ab,
Laß nicht zu lang' sie hängen,
Sonst muß sie, ach! im Sonnenbrand
Verwelken und versengen.

Und sie kam auch richtig[2] am andern Tag und holte das Herz herunter und legte es an das ihre und schwur in seligem Erröten, es nimmer lassen zu wollen. Und es war ein Augenblick der Wonne, daß Hans laut ausrief: „Ach, wenn jetzt der Kaiser käme!" als gönne er sich diese Stunde nicht allein, und als könne sie nur ein Kaiser mit ihm teilen. Der Kaiser kam aber wieder nicht, und Hans schnitt mit dem heiligen Messer, das er aus des Gesalbten[3] Hand empfing, die Buchstaben M. und H. in die Rinde des Rosenstocks und eine kleine Kaiserkrone darüber. Das sollte heißen: Maria, Hans und Kaiser Maximilian.

Der Herbst verging und der Winter kam, und da sie sich nun immer seltener sahen, sang Hans immer öfter das Lied vom Rosendorn und noch manches andere, bis es eines Tages der Ruppacher merkte und dem Mädchen mit Fluch und Verstoßung drohte, wenn sie von dem Lump nicht ließe[4].

So standen denn eines Abends die jungen Leute zum letzten Male unter dem Rosenstock, den sie vor acht Jahren gepflanzt. Er, ein zwanzigjähriger schöner Jüngling, sie, eine Knospe von sechszehn Sommern. Es war ein lauer Februartag, wie sie[1] im Süden häufig sind. Der Schnee war geschmolzen, und ein leiser Luftzug schüttelte die noch braunen dornigen Äste des Rosenstocks. Das Mädchen stand gesenkten Hauptes vor dem Jüngling, sie hatte ihm alles erzählt, was sie hatte hören müssen, und schwieg jetzt. Ihre Hand ruhte in der seinen, und große Tropfen rannen ihr über die Wangen herab.

„Maili,“ sagte der Jüngling mit tiefem Schmerz, „am Ende glaubst du auch noch, daß ich solch ein schlechter Mensch bin?“

Da schlug sie voll die blauen Madonnenaugen zu ihm auf, ein schönes Lächeln glitt über ihr sanftes Mädchengesicht. „Nein, Hans, nie und nimmer. Mich soll keiner irre an dir machen[2]. Sie kennen dich alle nicht, ich aber kenne dich, du hast mich erzogen und mich gelehrt, was die andern nicht wissen, was schön und groß ist. Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin, wie deine kunstreiche Hand aus einem Stück Holz ein Menschenbild gestaltet,“ und sie nahm seine kräftige schwielige Hand und drückte sie leise an ihre weichen warmen Lippen. Er ließ es gern geschehen, denn die Leute wußten damals noch nichts von der Liebesetiquette unserer Tage, und sie faltete ihre zarten Finger über den seinen und sprach weiter: „Ich glaub' an dich immerdar, denn du verherrlichst Gott mit deiner Kunst, und wer das thut in Wort oder Bild, der kann nicht schlecht sein!“

„Und willst[1] mir treu bleiben, Maili, bis ich mich und meine Kunst zu Ehren gebracht und als ein angesehener Mann kommen kann, um dich zu freien?“

„Ja, Hans, ich will den Fuß nicht aus meines Vaters Hause setzen als zu dir — oder ins Kloster. Und wenn ich sterbe, ehe du kommst, dann will ich hier begraben sein, hier unter dem Kaiserbaum, wo wir so glücklich waren. Und gelt[2], dann kommst du und rastest hier aus von deiner Müh' und Arbeit, und jedes Rosenblatt, das auf dich niederfällt, soll dich gemahnen, als sei's[3] ein Kuß von mir!“

Und sie sank in Thränen an des Jünglings Brust, und die beiden jungen bedrängten Herzen schlugen aneinander in ihrem Abschiedsschmerz heiß und innig, und in dem Marke des Rosenbaumes regte sich's quellend wie Frühlingsahnung und Frühlingskeimen[4].

„Weine nicht, Maili,“ sagte Hans endlich, sich aufraffend. „Es wird noch alles gut werden. Ich gehe zum Dürer, wie's der Kaiser befohlen hat, und lerne vollends bei ihm aus, und wenn ich dann was[5] Rechtes kann, dann suche ich mir den Kaiser auf, wo er auch sei, trage ihm mein Anliegen vor und bitte ihn um seine Fürsprach bei deinem Vater.“

„Ach ja, der Kaiser,“ rief Maili, „ach wenn der doch[6] endlich wiederkäme, der würde uns helfen!“

„Er kommt gewiß wieder, mein Lieb,“ meinte Hans zuversichtlich, „wir wollen recht beten, daß der liebe Gott ihn zu uns oder mich zu ihm führt.“

Und sie knieten beide in dem feuchten kalten Wintergras

nieder, und es war ihnen, als müsse Gott ein Wunder thun und den Kaiserbaum vor ihren Augen in den Kaiser selbst verwandeln.

Da — was war das? Da schlug die große Glocke des Münsters an — langsam, feierlich, tieftraurig.

Die Liebenden schauten auf. „Was ist das — brennt es — kommen Feinde?“ Ihnen ahnte[1] ein schweres Unglück.

Jetzt stiegen Leute den Berg herauf, die nach der Kirche wollten. Hans eilte ihnen entgegen, um zu hören, was es gab, indes Maili sich im Kreuzgang verbarg.

„Wo steckt ihr denn, daß ihr nichts wißt,“ schrieen die Leute, „auf dem Markte ist es ja[2] verlesen worden, der Kaiser ist tot!“

Der Kaiser ist tot!

Da stand der arme Hans wie vom Donner gerührt, alle seine Hoffnungen waren mit einem Schlage zertrümmert. Und als es wieder still und leer war auf dem Platz, setzte er sich auf die Bank, lehnte die Stirn in ausbrechendem Schmerz an das schlanke Stämmchen des Rosenbaumes und schluchzte laut: „O mein Kaiser, mein lieber guter Kaiser, warum bist du mir[3] gestorben!“ Da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter, Maili stand neben ihm. Es dunkelte, und nur vom Wasserspiegel des Rheins herauf schimmerte noch ein matter Widerschein der letzten Lichtstrahlen. Es hatte ausgeläutet, die eherne Totenklage war verklungen und es war so still und ausgestorben ringsum in der Natur, als könne es nie wieder Frühling werden.

„O Maili,“ klagte Hans hoffnungslos, „der Kaiser kommt nicht wieder!“

„Aber Gott ist da[1], und der verläßt uns nicht!“ sagte Maili, und ihre blauen Augen schimmerten durch die Dämmerung wie ein Paar vom Himmel verbannte Sterne, die sich wieder in ihre Heimat zurücksehnten.

Und als Hans sie so anschaute, wie sie so vor ihm stand mit über der Brust gekreuzten Armen in ihrer jungfräulichen Reine und Demut, da leuchtete eine hohe Freude in seinem Antlitz auf, und er faltete begeistert die Hände.

„Maria[2]!“ flüsterte er. „Ja, Gott verläßt uns nicht, er zeigt mir seine Himmelskönigin in diesem Augenblick, und wenn ich es vollbringe, das zu schaffen, was ich jetzt vor mir sehe — dann bin ich ein Künstler, der keines Kaisers Hülfe mehr braucht.“

Am andern Morgen mit Tagesgrauen trat Hans reisefertig, ein Ränzel auf dem Rücken und auf der Brust das lederne Beutelchen mit dem letzten Rest von Kaiser Maximilians Goldgulden, aus seiner Thür, schloß das kleine Haus ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und schritt langsam von dannen. Laut und deutlich erschallte seine volle weiche Stimme noch einmal: „Am Rosendorn, am Rosendorn da bleibt mein Herze hangen.“

Leise öffnete sich in Ruppachers Haus eines der niederen Fensterchen mit den runden, in Blei gefaßten Scheiben, und ein weißes Tüchlein wehte durch die Dämmerung einen stummen Abschiedsgruß. Da war es, als ob die Stimme sich bräche in Thränen, und es tönte nur noch zitternd und unsicher herüber:

„Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir —“

Jetzt verstummte das Lied, die Bewegung hatte den Scheidenden übermannt, und nur noch seine festen Tritte und das Klirren des Wanderstabes schallten die Straße herauf.

III.

Kein Prophet im Vaterland[1].

Jahr um Jahr verging, Hans Liefrink war verschollen. Man dachte seiner nur noch, wenn man an dem verschlossenen Häuschen mit den erblindeten Fenstern vorüberging, von dem man nicht wußte, wer nun zunächst ein Recht darauf habe.

Nur eine dachte seiner für und für[2] und hoffte und harrte in bräutlicher Sehnsucht[3]. Kein Bitten, kein Drohen und Schelten des Vaters vermochte die Marie Ruppacherin, einem ihrer vielen Bewerber Gehör zu schenken. Nie verließ sie das Haus, als um in die Kirche zu gehen, und allabendlich nach dem Abendsegen begoß sie den Kaiserbaum, daß er stattlich heranwachse und des Treuliebsten Herz erfreue, wenn er wiederkäme[4]. Es war ja das Einzige, was mit ihm in Zusammenhang stand, er hatte es mit ihr gepflanzt, es mit ihr geliebt, — sie pflegte das Bäumchen mit doppelter Sorgfalt, wie eine Mutter dem fernen Gatten das Kind pflegt, das er ihr zurückließ, damit er's recht groß und stark finde bei der Heimkehr. Und das Bäumchen wuchs und gedieh. Schon war es so hoch wie die Nische, in der es stand, und wollte darüber hinausragen, aber sie bog es in die Nische hinein und band es an der Mauer fest, so daß sich sein blühender Wipfel unter die Wölbung beugen mußte.

Dies stille Thun war ihre einzige Freude, ihre einzige Erholung. In Arbeit und Gebet gingen ihre Tage hin, und ihre frischen Wangen begannen zu bleichen, ihr Vater sah es[1] ohne Mitleid, wie sein schönes Kind immer stiller ward und trauriger, und wie sie langsam verfiel. Es war ein Glück für sie, daß die beginnenden Reformationskämpfe[2], die auch Breisach bedrohten, Ruppachers Zeit im hohen Rat immer mehr in Anspruch nahmen und ihn nicht dazu kommen ließen, sein Vorhaben auszuführen und Marie mit Gewalt zu verheiraten.

Die Stürme um Breisach zogen heran, die Bauern des Kaiserstuhls[3] standen in Waffen auf für die neue Lehre, und immer mehr Anhang strömte ihnen zu. Die Stadt zitterte für ihren alten Glauben, und während sie sich nach außen befestigte und in Verteidigungszustand setzte, riet ihr Erzherzog Ferdinand, der Enkel Kaiser Maximilians, auch nach innen alles zu thun, was den alten Glauben stärken und befestigen könne. Mit frommem Opfermut that jeder das Seine; Stiftungen und Schenkungen wurden gemacht zur Erhöhung des Ansehens der Geistlichen, zur Vermehrung und Verbesserung der kirchlichen Ämter und endlich zur Verherrlichung der idealen Gestalten des katholischen Glaubens durch Bild und Bildwerk in der Kirche selbst. Längst fehlte es an einem würdigen Hochaltar, gerade in einer Zeit wie diese mußte solch einem Mangel abgeholfen werden[4], und man beschloß, ein Werk herstellen zu lassen, welches die ganze himmlische Glorie den wankenden Gemütern sichtbar vor Augen führe.

Eine Ausschreibung erging an die deutschen Künstler, sie

sollten Zeichnungen und Vorschläge für das Werk einsenden, und dem, der die besten einsandte, sollte die Ausführung übertragen werden. Von alledem hörte Maria nicht viel, denn sie ging nicht mehr unter die Leute, die sie schon kopfschüttelnd die Himmelsbraut nannten. Sie lebte einsam in ihrem kleinen Erkerstübchen[1], und immer trüber ward der Blick, mit dem sie zu dem hölzernen Christus[2] aufblickte, den ihr Hans einst geschnitzt. Es ging nun ins fünfte Jahr, daß Hans nichts mehr hatte hören lassen[3]. Freilich konnte und durfte er ihr ja nicht schreiben, und Freunde hatte er in Breisach keine. Aber solche Ungewißheit zehrt am Leben; Maria war müde nicht des vergeblichen Wartens, aber von dem vergeblichen Warten — todesmüde.

Eines Abends setzte sie sich denn hin und begann ihren letzten Willen niederzuschreiben. Ihr Vater war in einer Ratssitzung, so war sie allein und unbelauscht.

„Wenn ich gestorben bin,“ schrieb sie, „so bitte ich, daß man mich begrabe oben am Münster unter dem Rosenbaum, den ich als Kind dem lieben Gott geweiht. Sollte Hans Liefrink jemals wiederkehren, so bitte ich —“

> „Und wenn du kommst zum Rosenbaum
> Kannst du's herunterlangen —“

erscholl es plötzlich leise, ganz leise unter ihrem Fenster.

Schneller fällt kein Stern vom Himmel, schneller springt keine Knospe auf, als das Mädchen bei diesem Ruf ans Fenster sprang und mit zitternder Stimme den Endreim wiederholte.

„Süß Liebchen, komm' und pflück' sie ab,"

antwortete es wieder von drüben über die Mauer — und das Pergament mit dem begonnenen Testament, Stift und Schreibschwärze, alles flog in die Truhe, das Mädchen[1] aber wie ein aus dem Käfig erlöster Vogel den Berg hinan, ohne sich umzusehen, als könne das Glück, das ihr folgte, wenn sie sich umsah, verschwinden, und ein anderer als der Gehoffte hinter ihr stehen. Schneller, immer schneller werdende Tritte kamen ihr nach. Jetzt hielt sie klopfenden Herzens atemlos am Kaiserbaum an, und im selben Augenblick umschlangen sie zwei Arme, die Sinne schwanden ihr — es war ihr, als stiegen die Fluten des Rheins brausend den Berg hinan und ergössen sich über sie hin und spülten sie mit hinunter, und sie klammerte sich an den starken Halt in ihren Armen, um nicht hinabzusinken in die unermeßliche Tiefe. Weiter wußte sie nichts mehr, sie lag bewußtlos und bleich an des Geliebten Brust.

Zum Glück war niemand weit und breit um die Wege, und als Maili wieder zur Besinnung kam, saß Hans auf der Bank und hielt sie zärtlich auf seinen Knieen, rieb ihr Schläfe und Hände und hauchte ihr den warmen Odem seines Lebens und Liebens ein. Lange, lange hielten sie sich schweigend umfaßt, denn die echte, rechte Liebe spricht nicht[2], sie küßt zuerst.

„Mein treues Lieb," sagte Hans endlich, „du bist so bleich geworden, bist du krank?"

Sie schüttelte mit einem seligen Lächeln das Haupt: „Nein, jetzt nicht mehr, gewiß nicht mehr! Du bliebst aber auch

gar zu lange aus! Hättest du nicht früher wiederkommen können?"

„Nein, mein Lieb, das konnt' ich nicht. Wäre ich gekommen als ein armer unberühmter Gesell, hätte mich da dein Vater nicht wieder mit Schimpf und Schande[1] von seiner Schwelle gejagt? Wir hätten uns nur wiedergesehen, um uns zum zweiten Mal zu meiden. Schau[2], drum habe ich ausgehalten, so lange als meine Lehrzeit dauerte, bis ich mir sagen konnte: jetzt darfst du um die schöne vornehme Ruppacherin freien. Ich habe die Welt gesehen und mein Auge gebildet an all den Kunstschätzen der großen Städte, und dann bin ich beim Dürer gewesen, habe in seiner Werkstatt mitgearbeitet, und mein Name ist mit Ehren genannt unter Dürers Schülern."

„O Hans, glaubst du wirklich, daß das meinen Vater erweichen wird?" sagte Maria angstvoll.

„Ja, Maili, es kann mir nicht fehlen. Ich habe in Nürnberg gehört, daß der Magistrat endlich einen neuen Hochaltar für das Münster machen lassen will. Ich bin hierher geeilt, um mich um die Arbeit zu bewerben, und werde ich würdig befunden, solch ein Werk zu schaffen — was kann dann dein Vater noch gegen mich einzuwenden haben?"

Maili schüttelte immer noch ungläubig den Kopf, aber Hans war voll Hoffnung.

„Schau, das alte Kaiserbäumchen, wie es gewachsen ist," rief er bewundernd aus, „das hast du gut gepflegt! Ist es doch[3], als hätt' es all das frische rote Blut in sich gesogen, das aus deinen Wangen gewichen ist, mein Lieb, so purpurn sind die Rosen.

Gieb mir meines Liebchens Blut wieder, du Dieb," scherzte er froh, brach eine Handvoll Rosen und strich damit sanft über Mailis Wangen, als wollte er sie schminken, aber sie blieben weiß. „Das hilft nicht, aber vielleicht hilft das?" er küßte sie: „Hei, das ist eine bessere Schminke," lachte er und drückte das errötende Gesicht des Mädchens in überströmender Wonne an seine Brust. „Blüh' auf, mein Röslein, blüh' auf, der Frühling kommt!"

Eine halbe Stunde später trat schüchternen Schrittes der Ratsdiener in den Sitzungssaal des hochgegiebelten Breisacher Rathauses.

„Der hochweise Rat[1] möge gnädigst verzeihen," bat er, „es ist einer draußen, der dringend begehrt, vor den hochweisen Rat geführt zu werden."

„Wer ist es denn?" fragte der Bürgermeister.

„Es ist der Hans Liefrink," sagte der Ratsdiener, „aber schön angethan[2] — ich hätte ihn beinahe nicht mehr erkannt."

Das war eine Überraschung! „Der Hans Liefrink, der Ausreißer, der Landstreicher, der bei Nacht und Nebel[3] fortlief, Gott weiß wohin, und sich Jahre lang herumtrieb, Gott weiß wo? Was will der?"

„Er will sich um die Arbeit für den Hochaltar bewerben und seine Zeichnungen vorlegen."

„Was, mit solch einem Lump sollten wir uns einlassen, der nie was Anderes zu Stande gebracht hat, als was jeder Kübler kann?" schrie Rat Ruppacher, und die übrigen hochweisen Herren stimmten ihm bei.

„Er soll sich scheren, woher er kam!“ war der endgültige Bescheid, „solch ein Werk vertraue man nicht jedem hergelaufenen Stümper an, von dem kein Mensch je gehört, daß er was könne[1].“

Der gutmütige Ratsdiener verließ betrübt mit dem rauhen Bescheid den Saal. Aber gleich darauf kam er wieder und brachte unter tausend Bücklingen eine Mappe herein.

„Der Liefrink thut's nicht anders[2], die gestrengen[3] und hochweisen Herren möchten doch nur einmal seine Zeichnungen ansehen[4] — und wenn die Gestrengen nicht wüßten, was der Hans Liefrink könne, dann möchten sie nur in Nürnberg bei Dürer nachfragen, der werde es ihnen schon sagen.“

„Wenn sich der Kerl nicht bald fortmacht,“ schrie Rat Ruppacher, „so lassen wir ihn vom Büttel fortbringen.“

„Gemach, gemach, Meister Ruppacher,“ sprach der Bürgermeister, ein ruhiger Mann, der indessen die Mappe geöffnet hatte, „die Zeichnung dünkt mich doch[5] so übel nicht. Das ist die Krönung der Mutter Gottes im Himmel. Sieh, sieh, recht sinnreich ausgedacht.“

„Aber so etwas hinzeichnen ist leichter, als es ausführen,“ meinten andere. „Der Liefrink hat so was nie machen können.“

„Er hat vielleicht Fortschritte gemacht,“ — bemerkte der Bürgermeister, „und thut's am Ende wohl billiger, als der berühmte Meister.“

Diese Ansicht leuchtete vielen ein; aber es wäre doch unerhört gewesen, wenn man solch ein erhabenes Werk einem einfachen Breisacher Kind wie Hans Liefrink übertragen hätte,

den jeder als dummen Jungen[1] gekannt, den man so[2] aufwachsen sah, ohne je etwas Besonderes an ihm wahrzunehmen, — ja, den man so[2] über die Achseln angesehen und verachtet hatte! Nein, es war schon[3] um des Ansehens der Sache willen nicht zu wagen! So wurde denn Hans Liefrink unwiderruflich abgewiesen.

Aber ein Gutes hatte der Vorfall doch gehabt[4], die Herren waren dadurch auf den Gedanken gebracht, um sicher zu sein, daß die Arbeit in die rechten Hände komme, dem Albrecht Dürer die bisher eingelaufenen Zeichnungen zu schicken und sein Gutachten darüber zu verlangen.

Maili weinte bitterlich, als sie hörte, wie schlecht es Hans auf dem Rathause ergangen; aber noch verzweifelte er nicht ganz, er hoffte auf Albrecht Dürer, und gleichzeitig mit dem Schreiben des Gemeinderates ging auch ein Brief Hans Liefrinks an seinen großen Freund und Lehrer ab.

Wochen verflossen den Liebenden abwechselnd in banger Spannung und süßem verstohlenem Glück, denn die politischen Kämpfe und Wirren des Jahres 1524[5] zogen die Aufmerksamkeit Ruppachers zu sehr von seiner Tochter ab. Sie sahen sich ungestörter als je, und Maria lebte und blühte rasch wieder auf in dem neu angebrochenen Liebesfrühling. Hans hatte sein verödetes Haus wieder bezogen und sich einstweilen eine Hausthür geschnitzt, welche trotz aller Geringschätzung des heimischen Künstlers Aufsehen machte.

Dürers Antwort blieb lange aus, denn mit den Posten war es damals eine üble Sache, und die Leute mußten mehr Geduld

üben als heutzutage, wo man, statt mit Monden und Wochen, mit Tagen und Stunden rechnet. Endlich nach vier Wochen kam sie. Aber wer beschreibt das Staunen des versammelten Rats, als das Schreiben keine andere, denn[1] die so schnöde zurückgewiesene Zeichnung Hans Liefrinks enthielt, und Dürer schrieb: „er könne ihnen mit dem besten Willen nichts Schöneres empfehlen, als diesen Entwurf seines Freundes und Schülers Hans Liefrink, für dessen vollendete Ausführung er Bürgschaft leiste. Er begreife nicht, wie eine Stadt, die einen solchen Künstler in ihrer Mitte beherberge, sich noch an auswärtige Künstler wende. Hans Liefrink sei ein so ehr- und tugendsamer[2] Jüngling und ein so großer Künstler, daß die Stadt Breisach stolz darauf sein könne, ihn den ihrigen zu nennen, und alles thun müsse, ihn zu fesseln, denn dem Liefrink stehe die Welt offen, und nur seine treue Anhänglichkeit an Breisach habe ihn bewogen, überhaupt[3] wieder dorthin zurückzukehren."

Eine halbe Stunde nach Ankunft dieses Briefes zog eine für Breisach unerhörte Menschenmasse die enge Straße hinauf. Hans, der ruhig in seiner Werkstatt arbeitete, lief an das Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Aber, o Wunder! der Zug hielt vor seinem Hause an, und laut erschallte der messingene Klopfer im Rachen des geschnitzten Löwenkopfes an der Thür.

Hans trat heraus, und vor ihm stand eine Deputation des Gemeinderats in feierlichem Aufzug, gefolgt von der Einwohnerschaft aller Straßen, die vom Rathaus herführten.

„Was begehren die Herren von mir?" fragte Hans erstaunt.

„Hans Liefrink,“ begann der Sprecher der Deputation, „der hochweise Rat dieser Stadt thut euch kund und zu wissen[1], daß er fast einstimmig beschlossen hat, euer Ansuchen, betreffend die Anfertigung des Hochaltars für unser Münster, zu genehmigen, und zwar ohne Accordsumme[2] und mit der Anweisung, wenn ihr Geld brauchet zum Anschaffen von Holz u. s. w.[3], so möget ihr es beim Ratsbuchhalter entnehmen.“

Hans schlug die Hände zusammen vor Freude: „Ist es wahr, ist es möglich! Sagt mir, hochedle Herren, wem verdanke ich dieses Glück?“

„Der Rat sendet euch dieses Schreiben Albrecht Dürers, welches wir euch hier vor allem Volke vorlesen wollen,“ sagte der Wortführer[4] und las laut den Brief Dürers vor. Hans hatte in seiner Freude nicht bemerkt, wie Nachbar Ruppacher ingrimmig seine Fensterladen zumachte, als beleidige das Lob des jungen Künstlers seine Ohren. Und nachdem ihn die Deputation verlassen und er allein war, zog er seinen besten Staat an, steckte einen Strauß vor[5] und ging hinüber zum Nachbar Ruppacher, denn jetzt war der Augenblick da, wo er freien durfte.

IV.

Die Bedingung.

Maili machte ihm die Thür auf, ein leiser Schrei freudigen Schrecks — ein rascher Kuß — und sie verschwand in ihr Zimmer, wo sie klopfenden Herzens vor ihrem Betschemel niedersank und die allerseligste Jungfrau um ihren Beistand anflehte. Hans trat unerschrocken bei Rat Ruppacher ein.

„Oho, was wollt ihr?" rief Ruppacher mit flammenden Augen.

„Ich wollte mich zuvörderst bei euch bedanken, Herr Rat, für das Vertrauen, welches mir der hochweise Magistrat —"

„Braucht euch[1] bei mir nicht zu bedanken," unterbrach ihn Ruppacher verbissen, „ich habe euch meine Stimme nicht gegeben."

„So?" sagte Hans betroffen, „das war nicht wohl gethan, Herr Rat, was hattet ihr gegen mich einzuwenden?"

„Was, das fragt ihr noch? Habt ihr nicht mit meiner Tochter geliebäugelt und dem Mädel das Herz berückt, daß es nun keines ehrsamen Mannes Eheweib mehr werden will, weil ihr ihm fort und fort im Sinne steckt?"

„Herr Rat," sagte Hans ruhig weiter, „ich weiß einen ehrsamen Mann, dessen Eheweib sie werden will, und ich bin gekommen, um ihn euch zu bringen."

„Nun, wer wäre denn das [1]?“

„Ich, Herr Rat!“

Ruppacher lachte laut auf: „Du? Hat man so etwas schon erlebt? Der Betteljunge wagt es —“

„Herr Rat!“ fuhr Hans auf, „ich war und bin kein Betteljunge. Ich war arm, aber der soll kommen [2], der mir nachsagen kann, er hätte dem Hans einen Heller geschenkt! Mein Vater hat uns ernährt mit seinem Plattenschneiden, und meine Mutter hat sich und mich nach seinem Tode redlich durchgebracht mit ihrer Hände Arbeit. Das einzige, was ich, so lange ich lebe, geschenkt bekam, das war das Messer und der Geldbeutel von Kaiser Max, und das habe ich nicht erbettelt. Der Kaiser hat mir's gegeben, weil der große Mann, dessen Auge mit Gottesblick in die Seelen der Menschen drang, in dem armen Knaben ein Streben erkannte. Es war kein faules Almosen, faul empfangen und faul verbraucht, — mit dem Messer hab' ich gearbeitet, und die goldenen Heckpfennige [3] habe ich gespart und zusammengehalten, bis ich sie in dem besseren Kapital meiner künstlerischen Ausbildung anlegen konnte, und wahrlich, sie haben Zinsen getragen. Ich bin kein Bettler, Herr Rat, und dulde solchen Schimpf nicht.“

„Nicht, du duldest ihn nicht?“ sagte Ruppacher etwas gelassener, „nun, wo hast du denn deine Reichtümer? zeig' sie mir, dann wollen wir weiter sprechen.“

„Hier hab' ich sie, Herr Rat.“ Hans zeigte auf seinen Kopf und seine Hand.

„Willst du mich narren, Kerl?“ schrie Ruppacher wütend.

„Nein, Herr Rat, ich will euch damit nur sagen, daß ein denkender Kopf und eine fleißige Hand auch ein Reichtum ist, denn durch meinen Kopf und meine Hand entstehen die Werke, die mir Geld und Gut[1] bringen — und glaubt es mir, darin steckt noch viel Geldeswert, der mit der Zeit zu Tage kommen wird.“

„Und an solche Vorspiegelungen soll ich glauben, und meine Tochter einem Manne geben, der alle sieben Tauben auf dem Dache und keine in der Hand hat[2]?“

„Herr Rat, für die nächsten zwei Jahre habe ich für mich und meine Frau reichlich zu leben[3], durch die Arbeit im Münster bin ich ein gemachter Mann —“

„Auf zwei Jahre, und dann?“

„Dann werden neue Bestellungen kommen —“

„So, also ihr meint, die Welt wird nichts zu thun haben, als sich mit euren Schnörkeln auszuputzen? Jetzt kommen schwere Zeiten, wißt ihr, da hat man für solchen Plunder kein Geld. Wäret ihr noch ein ehrbarer Schneider oder Schuster, Kleider und Schuhe braucht jeder Mensch, aber wer solche brodlose Künste treibt wie ihr, der kann in unsern Zeiten nur mit den Bärenführern und den Schnurranten[4] ziehen — und da könnte dann die schöne Ratsherrntochter auf den Gassen die Laute dazu schlagen. Ei, ja, das wäre so ein Spaß!“

Hans Liefrink bebte vor Empörung, aber noch nahm er sich zusammen um Mailis willen, und er entgegnete bescheiden: „Ihr kennt mich nicht, Herr Rat. Ich war ein hochfahrender Bursch, der immer mit dem Kopf durch die Wand wollte, dem

ist aber nicht mehr so[1]. Ich habe mich in der Welt umgethan, und einsehen gelernt, daß die Kunst nach Brod gehen muß, wenn der Künstler nicht im Elend verkommen soll; ich habe auch das Handwerk meiner Kunst treiben gelernt, um zu leben, und wenn es sein muß, schnitze ich Wirtshausschilder und Hausgerät, denn das brauchen die Menschen auch immer. Eure Tochter soll nicht hungern, selbst wenn der reiche Vater sie enterbt, und sobald bessere Zeiten kommen, wo auch hier die Liebe zum Schönen und zu den Künsten des Friedens neu erwacht, dann wird auch Hans Liefrink wieder ein Künstler sein dürfen!"

„Ei, und dann ist er was Rechtes[2] — nicht wahr? wenn er ein Künstler ist!" höhnte Ruppacher; „was meinst du wohl, du Aff', was ich unter einem Künstler verstehe? Tagediebe seid ihr, die zu faul sind zum Arbeiten und zu dumm, um ein ordentliches Amt zu verwalten. Kopfhänger oder Himmelgucker[3] seid ihr, die in ihrem müßigen Hirn nichts als Wahngespinnste herumtragen und sie andern in den Kopf setzen. Wer auf Brauch und Ordnung hält, der merzt solch abenteuerliches, herrenloses Gesindel aus, — damit es nicht mit seinen Gaukeleien auch andere verführe, die noch im Boden der Pflicht und Zucht wurzeln."

„Herr Gott, gieb mir Geduld!" rief Hans Liefrink und bäumte sich auf in glühender Empörung. „Mann, ihr seid mir heilig als der Vater eurer Tochter, sonst würde ich die Schmach anders sühnen, die ihr mir angethan. Herr mein Gott, unter welche Menschen soll ich mich beugen, mit welchen Vorurteilen kämpfen! Da draußen rings um mich her liegt eine ganze

lachende, lockende Welt im ersten Sonnenglanz der erwachenden Idee des Schönen — alles[1], was denkt und fühlt, strömt jubelnd dem neuaufgehenden Gestirn zu; die Humanisten[2], die Künstler, alles vereint sich im fröhlichen Schaffen, und die Laien, geblendet von dem ungewohnten Licht, sinken ihnen zu Füßen und sagen ‚führet uns!‘ Ein Kaiser hat einem Albrecht Dürer die Leiter gehalten, auf der er malte — und ein Ratsherr von Breisach, dessen Staub einst die Winde verwehen, mißhandelt seinen Lieblingsschüler wie einen Schuft! Da draußen habe ich alle Ehren meines Berufes genossen, und hier in diesem dunkeln Winkel muß ich mich mit Füßen treten lassen, weil ich einen Strahl aus jener lichteren Welt herüberbringe, der euren lichtscheuen Augen weh thut — weil ich ein Künstler bin!“

„So geh' doch, so geh' wieder in deine lichte Hölle, die du Welt nennst, du frecher Bube,“ donnerte Ruppacher ihn an. „Warum bist du nicht geblieben, wo du warst; warum hast du dich so tief herabgelassen, unsern dunkeln Winkel aufzusuchen?“

„Weil ich eure Tochter liebe, Vater Ruppacher, so innig liebe, daß mir kein Opfer zu groß ist für sie!“

„Und du hast allen Ernstes geglaubt, du ‚opfermutiger‘[3] Herr, der Ruppacher[4] werde so tief herunter sinken, daß er einem Künstler seine Tochter gäbe?“

„Ja, Vater Ruppacher, nach dem Ansehen, das der Künstler draußen genießt, konnte ich das denken.“

„Ich kümmere mich nichts drum, wie's draußen ist, und wenn's dem Kaiser zehn Mal beliebt, dem Dürer die Leiter zu halten — oder gar die Schuhe zu putzen — ich halte mich an

das, was hier zu Lande Brauch ist, und ich sage dir, so wenig du einen Altar in das Münster hineinbringst, der höher ist als das Münster selbst, so wenig wirst du je ein Weib heimführen, das so viel höher steht als du, wie meine Tochter!“

„Herr Rat, ist das euer letztes Wort?“

Ruppacher schlug eine höhnische Lache auf: „Schnitz' mir einen Altar, der höher ist als die Kirche, in der er steht — dann sollst du meine Tochter haben — eher nicht, so wahr Gott mir helfe[1]!“

Ein herzzerreißender Schrei drang aus dem Nebengemach herein. Ruppacher ging hin und öffnete, Maili lag ohnmächtig hinter der Thür. Hans eilte herzu, aber Ruppacher hob den Arm gegen ihn auf:

„Scher' dich von hinnen, oder ich präge dir deine Schande ins Angesicht.“

Einen Augenblick war es dem Jüngling, als zucke ihm das heilige Messer, das ihm ein Kaiser geschenkt, damit er Künstler werde, in der Tasche. Er kämpfte einen inneren Kampf, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne perlten, aber das Messer blieb in der Tasche, er hatte sich besiegt, neigte stumm das Haupt und ging. Glühend heiß brannte ihm die Sonne auf den Scheitel, als er heraustrat, ihm schwindelte, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, er mußte sich einen Augenblick an den Thürpfosten lehnen, um nicht umzusinken. Dann eilte er fort, aber nicht in sein Haus, sondern zum Münster hinauf, zu seinem alten Freund, dem Kaiserbaum.

Es war ein göttlich schöner Mittag, schattenlos lag die Welt vor ihm, die senkrechten Sonnenstrahlen verbannten jede Dunkelheit. Glanz und Herrlichkeit strahlte von dem blaugewölbten Firmament nieder, strahlte wieder von dem grünen Erdreich, von dem rauschenden Strom. Wie ein Märchenschloß hob sich in der Ferne die stolze Burg Sponeck[1] von dem goldenen Hintergrunde ab, und in starker Brandung, wie ein leidenschaftlich Liebender sich zu den Füßen der Geliebten stürzt, bespülte der Rhein den schroffen Felsen, der ihr zum sichern Fußgestell diente. Drüben am jenseitigen Ufer schäkerten Elsässer Kinder und suchten mit Steinen herüber zu werfen. Es war munteres deutsches Blut, denn der Elsaß ahnte damals noch nicht, daß er einst aufhören könne, deutsch zu sein, und daß er drei Jahrhunderte später statt Steinchen Mordkugeln herüberwerfe, um es nicht wieder werden zu müssen[2]! Sehnsüchtigen Blickes schaute Hans nach der Richtung Straßburgs zu, das damals ein Hort deutscher Kunst und Bildung war. Aber der Glanz des reinen Himmels that ihm weh, die strahlend schöne[3] Natur kam ihm heute vor wie eine teilnahmlose Freundin, die sich schmückt, während der Freund weint. Er setzte sich in die Nische unter den Rosenbaum, wo immer noch geheimnisvoll der segnende Schatten des toten Kaisers waltete, wo jede Rose unter seinen und Mailis Küssen erblüht war; dahin trieb es ihn immer wieder, da hatte er stets sein Heil gefunden[4].

Aber was konnte ihm jetzt noch für ein Heil kommen? Konnte der Baum sich mit seinen Wurzeln aus der Erde reißen und zum Ruppacher gehen, um für ihn zu bitten? Konnte der

Kaiser, der bei Lebzeiten nicht wieder kam, nach dem Tode kommen, um ihm zu helfen? Und wenn auch der Baum sich aus der Erde höbe, und wenn auch der Kaiser aus dem Grabe stiege, und wenn auch Ruppachers Herz sich erweichte — was hälfe es ihm? Ruppacher selbst könnte ihm seine Tochter nicht mehr geben, denn er hatte ja[1] einen Eid gethan, daß er sie nur haben solle, wenn er einen Altar mache, der höher sei als die Kirche, in der er stehe! Aber dies war ja[1] unmöglich, — und es hätte ein Wunder geschehen müssen, um ihm zu helfen. Aber Wunder that Gott nicht für ein so unbedeutendes Menschenkind, wie er war.

Für ihn und Maili war keine Rettung, keine Hoffnung mehr! Immer sah er das todesbleiche, geliebte Mädchen vor sich, das er nicht mehr berühren durfte, und Schmerz, Verlangen und Wut erpreßten dem sonst so starken Mann heiße unaufhaltsame Thränen. Er begrub die schweißbedeckte Stirn in den Händen und schluchzte wieder wie vor Jahren hülflos wie ein Kind: „O mein Kaiser, mein Kaiser, warum bist du mir gestorben?“ Aber diesmal war Maili nicht da, um ihm zu sagen, daß Gott bei ihnen sei, und keine Künstlervision richtete ihn wie damals mit stolzen Hoffnungen auf. Alles blieb still um ihn her, nur die Rosenkäfer flogen summend um die Rosen, und in den Lüften schrie ein Häher.

Da plötzlich gab ihm etwas einen derben Schlag in den Rücken.

Er fuhr zusammen, ihm war[2], als müsse der Kaiser hinter ihm stehen, wenn er umblicke. Aber es war nicht die Geisterhand

des toten Kaisers, die ihn berührte; das Rosenbäumchen hatte sich endlich durch die eigne Kraft von der Rückwand der Nische losgerissen, in die Maili es hineingebunden, und war im Emporschnellen an Hans angeprallt.

Da stand es nun kerzengerade weit über die Wölbung hinausragend, und jetzt erst sah Hans, wie viel höher das Bäumchen schon war, als die Nische in der es gestanden. Aber wie ein Blitz schoß jetzt dem armen Hans ein Gedanke durch den Kopf.

Ein kurzes Besinnen, ein Schrei des Jubels: „Herr, mein Gott, Du bist groß auch im Kleinsten, und Deine Wunder vollziehen sich noch!“

Was hatte ihn das Bäumchen gelehrt? Was war es, das ihn so plötzlich auf die Kniee stürzen und den rauhen Stamm des Kaiserbaumes wie wahnsinnig vor Freude herzen und küssen ließ?

V.

Erfüllt.

Hans sah Maili nicht mehr, Vater Ruppacher begriff, daß er das Mädchen nicht mehr hüten könne und brachte sie selbst in das Kloster Marienau, damit sie weder Wort noch Blick mit dem Geliebten wechseln könne. Aber die Clausur[1] der jungen Gefangenen war doch nicht so streng, daß nicht hin und wieder ein Gruß, ein Lied und ein hoffnungerweckendes Wort Hans Liefrinks zu ihr gedrungen wäre[2].

Auch Hans lebte indessen wie ein Einsiedler in seiner Klause. Vom ersten Tagesgrauen bis in die Nacht hinein arbeitete er ohne Ruh' und Rast, und kein Bitten noch Schelten konnte ihn bewegen, sein Werk einem Unberufenen zu zeigen. Das stehe nicht in seinem Vertrag, entgegnete er auf jedes dahinzielende Verlangen[3], und so wuchs die Neugier der Breisacher aufs höchste.

Zwei lange Jahre waren vergangen, die ersten Reformationskämpfe, viel schwere Tage waren an Breisach vorüber gezogen, Hans hatte sich durch nichts beirren lassen, unverdrossen hatte er weiter gearbeitet, ohne nach rechts oder nach links zu schauen, und endlich im Sommer des Jahres 1526 erschien er auf dem Rathaus und erklärte das Werk als vollendet.

Nun war große Bewegung in Breisach. Das Münster wurde auf drei Tage geschlossen, so lange der Altar aufgestellt wurde[1]. Hunderte von Neugierigen umstanden Hans Liefrinks Haus und die Kirche, um etwas von dem Werke zu erspähen. Aber fest verhüllt kamen die einzelnen Teile aus der Werkstatt, und die Spannung steigerte sich immer mehr.

Am vierten Tage war Mariä Himmelfahrt[2], und an diesem sollte der Altar eingeweiht werden. Schon in aller Frühe wogte eine unabsehbare Menschenmenge den Berg herauf dem nun wieder geöffneten Gotteshaus zu. Frohlockend ertönte die große Glocke weithin über den Rhein und die Ortschaften[3]. In ganzen Zügen, zu Fuß und zu Wagen, strömten die Landleute vom Kaiserstuhl und vom Elsaß herüber, um das Wunderwerk zu sehen, von dem schon seit zwei Jahren die Rede war.

Hans Liefrink war schon seit Tagesanbruch in der Kirche. Noch einmal betrachtete er prüfenden Auges seine Arbeit, und als die große Glocke über seinem Haupte anschlug, um die Gläubigen zu rufen, da überflog ein leises Zittern seine hohe schlanke Gestalt, er nahm das Käppchen ab und sprach mit gefalteten Händen: „Herr, nun segne meinen Schweiß[4]!"

Es war ein kurzes Gebet, aber wer jemals gearbeitet hat, jahrelang im Schweiße seines Angesichts, um seine ganze Zukunft, sein ganzes Glück, der weiß, wie Hans Liefrink bei den wenigen Worten zu Mute war[5], und unser Herrgott wußte es auch.

Nun strömte die Menge herein, und der schwere Augenblick war da, wo der Künstler das Werk seiner einsamen Tage und

Mächte der Öffentlichkeit übergiebt. Noch einen letzten Blick warf Hans Liefrink auf seine Schöpfung, dann verschwand er und beobachtete in banger Spannung den Eindruck, den sie auf das versammelte Volk machte. Die Morgensonne warf ihre vollen Strahlen herein, gerade auf den Altar, und ein Ausruf des Staunens, der Freude und Bewunderung schallte von dem hohen Gewölbe wieder.

Da stand sie den Leuten vor Augen, die ganze himmlische Glorie, sichtbar, greifbar in ureigenster Gestalt. Gott, Vater und Sohn, in ihrer Mitte Maria, die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt demütigst neigend unter der Krone, die Vater und Sohn über ihr emporhielten. Ein Sturm der Freude schien durch den ganzen Himmel zu wehen, wie im Sturme flatterten die Gewänder und Locken der Himmlischen; war das wirklich Holz, steifes hartes Holz, was da so beweglich schien? War es möglich, das Leblose lebendig zu machen? Regten sich diese Gestalten? Und diese Engelscharen, die im wilden Jubelchor Halleluja sangen! Und die Heiligen alle, jeder so ganz natürlich und so besonders in seiner Art. Alle Figuren in Lebensgröße, und das Ganze umwunden und gekrönt von dichten Ranken künstlichen Laubwerks, deren mittelste mächtig aufstrebend sich noch an der Wölbung des Chors hinzog. Das ungeübte Auge der einfachen Leute konnte es nicht auf einmal überblicken, all das Herrliche, was es da zu schauen gab. Solch ein Werk hatte noch keiner gesehen von allen, die da waren, und die harmlosen Seelen nahmen ihn mit kindlicher Ehrfurcht in sich auf, den nie geahnten Zauber der Kunst.

Das Hochamt begann; solch ein Amt war nicht gehalten, so lange man denken konnte. Schauer der Andacht[1] durchzogen die Kirche, von Angesicht zu Angesicht waren die Leute noch nie dem Himmlischen gegenübergestanden — wie mußte da gebetet werden[2]! Und als die Schellen der Wandlung[3] ertönten, da wagte keiner aufzublicken — sie meinten alle, der Erlöser da oben müsse nun lebendig werden und hinaussteigen aus seinem Rahmen.

Als aber der Gottesdienst vorüber war, da drängte alles unaufhaltsam heran, um den Meister zu sehen, der das Werk geschaffen.

Der Meßner wurde abgeschickt, um Hans Liefrink zu suchen.

Da trat er hinter dem Altar hervor,[4] bescheiden und tiefbewegt, aber so schön und so voll unbewußten echten Stolzes, daß jedes Auge mit Entzücken an ihm hing. Der Bürgermeister, der einst das erste gute Wort im Rat für ihn gesprochen, trat ihm entgegen und schüttelte ihm glückwünschend die Hand; der ganze Rat folgte seinem Beispiel mit Ausnahme Ruppachers, der finster an einer Säule lehnte, weil er nicht durch das Gedränge hatte entkommen können. Seine Tochter hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit die Klosterhut verlassen dürfen und stand hochaufgerichtet neben ihm, bleicher als je, aber mit einem selig verklärten Ausdruck in dem reizenden Gesicht.

„Findet ihr nicht, daß die Ruppacherin der Mutter Gottes da oben ähnlich ist?" flüsterte einer dem andern zu.

„Ja, das ist wahr!"

„Und der Gott Vater dem Kaiser Max!“ meinte ein alter Mann, „gerade so sah er aus!“ Und wie ein Lauffeuer[1] ging es durch die Reihen, der Liefrink habe die Marie Ruppacherin und den Kaiser Max abconterfeit.

„Ja, lieben Freunde,“ sagte Hans ruhig und vernehmlich, „das that ich, weil ich nichts Schöneres auf der Welt kenne als Kaiser Max und Jungfrau Ruppacherin. Gott hat die Menschen zu seinen Ebenbildern geschaffen, und der Künstler, der den Schöpfer darstellen soll, hat das Recht, sich an diejenigen zu halten, von denen er denkt, daß sie ihm am ähnlichsten sind.“

„Gut gesagt!“ hieß es von allen Seiten.

„Meister Liefrink, Ihr kommt noch in den Gemeinderat, das prophezeihe ich euch!“ sagte der Bürgermeister.

Jetzt näherte sich Hans kühnen Schrittes der Bank, wo Ruppacher sich vergeblich bemühte, seine Tochter mit sich fortzuziehen. „Halt, Meister Ruppacher!“ rief er mit fester Stimme, „ich habe noch mit euch zu reden, und ihr müßt mich hören! Ihr stelltet mir vor zwei Jahren eine seltsame Bedingung, unter der allein ihr mir eure Tochter zum Weibe geben wolltet. Wißt ihr's noch?“

Ruppacher schwieg verächtlich.

Hans fuhr fort: „Ihr verlangtet, was nicht möglich schien, ich sollte einen Altar schnitzen, der höher ist als die Kirche, in der er steht — und ihr thatet einen heiligen Eid, daß ich dann eure Tochter haben solle! Nun, Meister Ruppacher, blickt über euch, der Altar ist hier genau einen Schuh höher als die Kirche,

und doch steht er darinnen — ich habe nur die Spitze umgebogen."

Ruppacher schaute hinauf und erbleichte — daran hatte er nicht gedacht! Eine Bewegung des Beifalls ging durch die Kirche.

„Also, Herr Rat," sprach Hans ruhig weiter, „ich habe meine Bedingung erfüllt, nun erfüllt ihr euren Eid und gebt mir eure Tochter zur Frau!"

Ruppacher war wie vom Schlag gerührt, ihm wurde unwohl[1], die Leute mußten ihn stützen, aber er war eine starke Natur und erholte sich schnell. Er war nicht der Mann, um mit Eiden zu spielen; Hans Liefrink hatte ihn beim Wort genommen, in einer Weise, die kein Mensch voraussehen konnte; das Wort mußte gehalten werden, und zwar mit Anstand und Würde. Ein Ratsherr durfte nicht vor allem Volke Ärgernis geben.

Eine lange Pause entstand, Hans wartete geduldig — endlich brach sich Ruppacher durch die Menge Bahn[2] und führte stolz dem jungen Manne seine Tochter zu. „Ein Ruppacher hat noch nie seinen Eid gebrochen. Da habt ihr mein Kind, wie ich's gelobt," sagte er trocken.

„Maria, mein Weib," jubelte Hans, der Zitternden die Arme entgegenbreitend.

Wer beschreibt den Blick, mit dem Maili nach siebenjahrelangem Hoffen und Harren in die Arme des Bräutigams sank; er mußte sie halten, sonst wäre sie vor ihm auf die Knie gefallen. Lautlos hielten sie sich umschlungen. Erfüllung, die

schöne Himmelstochter, stieg zu ihnen nieder[1], und droben lächelte die holzgeschnitzte Maria und der zum Gott erhobene Kaiser Max freundlich auf sie herab, und alle Anwesenden freuten sich mit.

Einige junge Bursche liefen hinaus, brachen in aller Eile Zweige vom Rosenbäumchen und flochten zwei Kränze für das Brautpaar. Unter lautem Beifall krönten sie den Meister und seine Braut. Aber demütig nahm Hans seinen Kranz ab und legte ihn auf den Altar nieder: „Gottes seien[2] diese Rosen — er hat mich gerettet durch sie! Siehst du, Marie," flüsterte er und deutete empor nach der umgebogenen Spitze des Altars, „das hat mich das Kaiserbäumchen gelehrt! Euch aber, Herr Rat, mag es erkennen lehren, daß einer sich beugen kann und doch größer sein, als die, so[3] ihn gebeugt!"

Drei Wochen später wurden Hans und Maili vor demselben Altar getraut.

Es war eine Hochzeit, wie Breisach keine prächtigere gesehen, die dankbare Stadt hatte Hans eine Summe für sein Werk ausbezahlt, die für die damalige Zeit ein kleines Vermögen war, und der Gemeinderat ließ es sich nicht nehmen[4], dem Künstler noch obenein die Hochzeit auszurichten.

Vater Ruppacher aber war gar nicht mehr so verdrießlich, wie man hätte denken sollen, denn er hatte nun doch Respekt vor den „brodlosen Künsten" seines Schwiegersohns bekommen.

Dies ist die Geschichte des Meßners in Breisach, die mir mit ihrem Rosenduft und ihrer frommen Einfalt durch die Seele zog, als ich in finstrer Sturmnacht dem wilden Kampfe um unsere Grenzen lauschte. Noch in derselben Nacht verstummten die Geschütze. Als ich durch Ginster und Gestrüpp in der Dunkelheit den Schloßberg hinabkletterte, hörte ich sie schon nicht mehr. Am andern Morgen kam die Nachricht von Neubreisachs Übergabe[1]. Das liebliche Altbreisach mit seinen historischen Erinnerungen und dem ehrwürdigen Münster war gerettet. Jetzt ist er beendet, der heiligste Krieg, der je gekämpft. Es sind wieder deutsche Kinder, die drüben vom Elsässer Ufer Steinchen über den Rhein werfen, wenn sie es auch selbst noch nicht wissen und fühlen, sie sind es doch! Und wir hier im Breisgau, die wir noch immer an der alten Kaisertradition gehangen und gleich den Helden dieser Erzählung so lange mit Sehnsucht auf einen Kaiser gewartet, wir brauchen nicht mehr wie jene zu klagen: „Der Kaiser kommt nicht wieder!“ — wir jubeln heute aus vollem Herzen: „Der Kaiser ist wieder da!“

NOTES.

NOTES.

Page 1. — 1. **Sind... geflogen, haben... verfolgt.** Note the change of auxiliary, — the English idiom requiring the same auxiliary in both cases.

2. **Breisgau,** a fertile district in Baden, including the Black Forest, and bounded on the south and west by the Rhine.

3. **Kaiserstuhls,** a short mountain range, which rises from the Rhine valley in the extreme north of the Breisgau.

4. **Vogesen,** French *Vosges* (pronounced *Vozh*), a range of mountains between France and Alsace, and parallel to the Black Forest, so that, in going from Strassburg up the Rhine into Switzerland, the traveller has the Black Forest on his eastern, and the Vosges on his western horizon. The portion of the Vosges that belonged to Alsace became again a German province (**wieder unser**) by the Franco-Prussian War (1870–1871).

5. **ja** is used here, as often, to indicate that the writer, or speaker, assumes that the reader, or hearer, is already (or ought to be) aware of the fact stated. Here it may be rendered by *as you know.*

6. **es** refers to the following clause **als**, etc., and may be omitted in translating; while **als**, strictly 'when' may be rendered by *how.*

7. **des Krieges**, i. e. of 1870–1871.

8. **Ausläufer,** *spurs,* outlying points of a hilly district.

9. **Altbreisach,** a small town on the Rhine, fourteen miles west of Freiburg. The home of the author was at Freiburg and the Kaiserstuhl is between this city and Altbreisach; hence the expression **jenseits.**

Neubreisach, two miles from Altbreisach and on the opposite side of the Rhine, is a fortress constructed by Vauban, in 1703, and taken by the Germans in 1870. **Fort Mortier**, mentioned below, was a fortification commanding the bridge from Altbreisach.

10. **aus** here completes the sense of **von**, above, that is: *starting from* — as origin.

11. **Arabeske**, *arabesque*.

12. **vergessen** (hatte). The auxiliary is often omitted in dependent clauses. Note frequent cases hereafter.

13. **Schloßberges**, an eminence in Freiburg, once defended by two castles. The ruins are surrounded by pleasure-grounds.

14. **uns . . . vom Leibe.** Note the difference of idiom. In English the possessive pronoun and a plural noun are used.

Page 2. — 1. **Auch wohl genug Menschen**, auch is here intensive: *surely people enough.*

2. **hob sich um so greller ab**, *contrasted all the more vividly with.*

3. Note all through this story the very frequent but, strictly speaking, irregular position of the verb. This usage is becoming more common.

4. **vergißt.** The subject is the following clause **wer**, etc. Cf. the saying, Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist.

5. **„Schmied von Sedan,“** William I. of Prussia commanded in person at the decisive battle of Sedan, Sept. 1, 1870.

6. **die von drüben**, lit., those from the other side; *those on the other side*, i. e. the French.

Page 3. — 1. The Cathedral, or Minster, of Freiburg, completed in 1513, is one of the finest Gothic buildings in Germany.

2. **von dem zu uns anfragenden Turm**, *from the spire which towered up toward us.*

3. **um** (sei) *had expired.* The omission of the sei is analogous to that of an auxiliary. Cf. page 1, note 12.

4. **Monstranzen,** *pyxes,* (Rom. Cath. church). The pyx is a box in which the host is kept.

5. **wie es wenige giebt,** lit., such as there are few: i. e. *which has few equals.*

Page 4. — 1. **damals,** i. e. at the time when the events of the tale are supposed to have taken place.

2. **dies Ruhekissen,** *this pillow,* so called because the Emperor Maximilian I. (1459–1519) occasionally withdrew here for relaxation.

3. **des heiligen römischen Reiches,** the official title of the German Empire from 962 to 1806.

4. **Einfriedigungsmauer,** *parapet;* a low wall on the brow of the hill and enclosing the cathedral.

5. **ihrem harmlosen Treiben,** *their innocent activity.*

6. **Fliederbüsche,** *lilacs.*

7. **kleinbürgerlich geputzte Kinder,** freely, *children in their countrified Sunday clothes.* Kleinbürgerlich means — in the style of middle-class families of small towns.

8. **Münstersimpel,** *cathedral idiot*; i. e. one who stood at the door holding out his hat for alms.

9. **sich.** Note the case.

Page 5. — 1. **Eckhardt,** often called 'Father of the Mystics,' was a clergyman and writer. He died at Cologne in 1327.

2. **Wandlung,** *the transformation,* i. e., of transubstantiation.

3. **in die Knie,** *on their knees:* connect with sanken.

4. **mächtigen Schwunges,** adv. gen., *with mighty verve.*

5. **mußte . . . wohnen.** Note carefully the difference of our English idiom.

6. **Wolken,** i. e. of the incense.

I.

Page 7. — 1. **Im Jahre des Heils,** *in the year of our Lord:* lit., 'of Salvation.'

2. **Christenmensch,** *mortal:* Christen has here no translatable force.

3. **Anastasius Grüns letzter Ritter.** Count Anton Alexander von Auersperg (1806–1876) is known under the *nom de plume* Anastasius Grün. „Der letzte Ritter" is the name of an epic poem which established his reputation as a poet. Its hero is Maximilian I.

4. **Weißenkunig,** or Weißkunig, is a story sketched by the emperor himself, but written by his secretary, Max Treitzsauerwein, (see page 8, line 13.)

5. **„Sanssouci,"** (French "without care") is the name of Frederick the Great's palace and park at Potsdam, not far from Berlin.

Page 8. — 1. **sollte,** *was destined to.* Note below the appositive Erde.

2. **Bauernkrieges,** *Peasant War.* The Bauernkrieg proper did not occur until 1525. The one here referred to was a minor one near the Rhine in 1502, and was called the Bundschuh. The risings of the peasants were often successful, but were finally put down, leaving the insurgents in a worse condition than before.

3. **regte es sich wieder feindlich,** impers., *there were hostile movements.* **Völker-Vulkan,** i. e. France — from the aggressive character of its people. The epithet also reflects the feeling under which the tale was written.

4. In 1511 Maximilian joined the Holy League against France, but was obliged in 1515 to give Milan to the French.

5. **Umfriedigungsmauer.** See (under another form) page 4, note 4.

6. **denn,** for als. Though formerly the common usage, it is now restricted mainly to poetry and the pulpit.

7. **wie sie,** *as.* Note the difference of idiom; in English the pronoun is contained in the *as.*

8. **erst als,** lit., first when, i. e., *not until.*

9. **denn,** not to be translated; but, if omitted in the German, the question is more abrupt or imperious.

Page 9. — 1. **Je nun,** *well.*

2. **da wird er schon,** etc. We have nothing exactly corresponding to this use of the word schon. It may be rendered by 'surely': *then he surely will* (be satisfied with your good will) *take the will for the deed.*

3. **Maili,** South German diminutive for Maria : **thu,'** here *take.* Note the colloquial elision of e, as in Bub on page 8, line 22, and in many other places.

4. **wohl,** *I suppose.*

5. **könne.** Note the subjunctive and the indicative **ist,** below.

6. **Dürer in Nürnberg.** Albrecht Dürer, one of the greatest artists of the world, was born in Nuremberg in 1471. He was distinguished as a painter, engraver, carver in wood, ivory, stone, and metal, as an architect and a writer on art. He was also the first to introduce etching.

Page 10. — 1. **Geschwisterkind,** commonly Vetter (as below).

2. **thut's das?** *will that do (suit)?*

3. See page 9, note 2.

4. **als sei's,** inversion for als wenn es sei, *as if it were:* pres. subj. on the principle of indirect discourse, the implied *thought* being in present time. But note the use of the past also: e. g., **hätte,** page 11, line 10.

5. **Platten,** *plates* (for wood cuts.)

6. **und so ineinander drin,** *and* (the objects represented) *are so mixed up.*

Page 11. — 1. **Plastiker,** *sculptor.*

2. **Du wirst ein ganzer Kerl,** lit., you'll become a complete fellow, i. e. *you'll make a clever man.*

3. **Sammetkollet,** *velvet riding-jacket.*

4. Maximilian was a patron of Dürer's and conferred on him the title „Kaiserlicher Hofmaler."

5. **in die Hand hinein,** lit., into my hand. Equivalent to our "will you shake hands on it?"

6. **gelutscht,** *sucked;* note the case of Schürze.

Page 12. — 1. **es,** neut., referring to the diminutive Maili.

2. **niemandem,** see also page 11, line 9.

3. **das Maul vornen dran haben,** vulgar for — *to be a glib talker.*

4. **sich beim Kaiser anschwätzen,** *to talk himself into the good graces of the Emperor.*

II.

Page 13. — 1. **Honoratiorenbank,** *bench of the upper class,* (Latin *honoratiores,* 'the more honored.') In a small town a table is tacitly reserved at the inn for the more important men of the place to sit at in the evening, when drinking beer and talking.

2. **Frau Basen.** The terms Herr, Frau, and Fräulein are often used as we cannot imitate in English; e. g. der Herr Vater, Ihr Fräulein Schwester, and here Frau Base. In provincial towns the terms Onkel, Tante, Base, Vetter, do not always indicate relationship. Here Frau Basen is the plural of a common form of address among friends; translate, — *neighbors.*

3. **wie sie,** *such as;* cf. page 8, note 7.

4. **Colmar,** the principal town of the district in which Nuremberg was located.

5. **was,** as often, for etwas.

6. **gossen,** more commonly begossen, as on page 22, line 11.

7. **doch,** emphatic, **einmal** (einmal') *surely some day.*

Page 14. — 1. **sich umthat,** here, *was struggling.*

2. **so zog es,** impers., *something drew,* or by the passive, *they were drawn;* **die Erwachsenen,** *when, (they were) grown up.*

3. **Jungfrau Ruppacherin.** In translating the sentence, merely transfer this expression. The fem. ending in here is unusual.

4. **Paria,** *Pariah,* one of the lowest and most despised caste in India.

Page 15. — 1. **Den Mädels,** *the girls,* a colloquial corruption of the word Mädchen.

2. **thaten förmlich . . . in Bann,** *fairly held spell-bound.*

3. **vollends im Verschrei,** *in very bad repute.*

4. **erst,** *all the more.*

Page 16. — 1. **Herze** is here used by poetic licence for Herz.

2. **Auch richtig,** *sure enough.*

3. **des Gesalbten.** Some of the early emperors were annointed at coronation; the term, however, is here used to indicate the boy's exalted respect for the emperor.

4. **wenn sie von dem Lump nicht ließe,** *if she did not keep away from the scamp.*

Page 17. — 1. **Wie sie,** cf. page 13, note 3.

2. **Mich soll keiner irre an dir machen,** *no one shall make me think ill of you.*

Page 18. — 1. **Willst.** Note colloquial omission of the pronoun. **Ehren** has the old dat. sing. ending here.

2. **Und gelt, dann kommst du?** *and you'll come, won't you?* Gelt is used in some parts of Germany for nicht wahr?

3. **als sei's**, cf. page 10, note 4.

4. **regte sich's quellend wie Frühlingsahnung und Frühlingskeimen**, impers., *there was a welling up, like the first anticipations and budding of springtime.*

5. cf. page 13, note 5.

6. **doch** lends emphasis; here it may be rendered by *only*.

Page 19. — 1. **Ihnen ahnte**, impers., for es ahnte ihnen. Translate the dative as if subject.

2. **Ja**, cf. page 1, note 5.

3. **mir** is the so-called "ethical dative," or "dative of interest," and has no translatable force.

Page 20. — 1. **da** strengthens sein. *God exists*, i. e. *is left.*

2. **Maria.** This emphasis on the whispered name of the Virgin Mary is a charming touch.

III.

Page 22. — 1. An allusion to Matthew 13, 57: Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande. "A prophet is not without honor save in his own country."

2. **für und für**, *forever*, — "on and on," — from an earlier sense of für.

3. **in bräutlicher Sehnsucht**, *with the longing of one betrothed.*

4. **heranwachse, erfreue, wiederkäme.** Note the mood and the change of tense.

Page 23.—1. **es**, cf. page 1, note 6.

2. Luther nailed his ninety-five theses to the church door in Wittenberg, Oct. 31, 1517.

3. Cf. page 1, note 3.

4. **mußte . . . abgeholfen werden**, impers., the real subject of mußte being a suppressed es, while in our idiom the dative Mangel is translated as if the subject.

Page 24. — 1. **Erkerstübchen**, *attic-room.*

2. **Christus**, *crucifix.*

3. **daß . . . hatte hören lassen**, lit., that Hans had caused nothing more to be heard, i. e. *since Hans had sent tidings of himself.*

Page 25. — 1. **das Mädchen** is subject of flog understood with hinan.

2. **Liebe spricht nicht**, cf. the words in Halm's poem, — „Mein Herz, ich will dich fragen"

„Und sprich, wie redet Liebe?
Sie redet nicht, sie liebt!"

Page 26. — 1. **Mit Schimpf und Schande**, *with insult and disgrace.* This is one of the very mumerous alliterative expressions that abound in German. Cf. English "house and home," "hide and hair," etc. It often happens that but one of the words admits of translation.

2. **Schau** for schaue — here as interjection: *see!*

3. **Ist es doch**, *why, it seems as if,*— colloquial inversion of subject and predicate.

Page 27. — 1. **Der Hochweise Rat**, *the honored Council,* lit., the highly wise.

2. **angethan**, *dressed.*

3. Cf. page 26, note 1.

Page 28. — 1. **daß er was könne:** was, as already before, for etwas. Note carefully the meaning of können.

2. **thut's nicht anders,** lit., will not do it otherwise, i. e. *will listen to nothing else.*

3. **gestrengen,** a term of respect, *high and mighty.*

4. **möchten doch nur einmal ansehen,** *will please just look at.* Note the force of the several subjunctives that follow.

5. **dünkt mich doch,** usually mir; doch, *after all.*

Page 29. — 1. **dummen Jungen,** has no article here, because the epithet „Dummer Junge!" is what they had in mind.

2. **so** has here no translatable force.

3. **schon,** *merely,* i. e. if for no other reason.

4. **Aber ein Gutes hatte der Vorfall doch gehabt,** *but the occurrence had had one good result, notwithstanding.*

5. In church matters, the Reformation; in society, the risings of the peasants.

Page 30. — 1. Cf. page 8, note 6.

2. **ehr= und tugendsamer.** This method of breaking up a word is common in the case of *compounds,* but somewhat rare with mere *derivatives.*

3. **überhaupt zurückzukehren,** *to return at all.*

Page 31. — 1. **thut euch kund und zu wissen,** (official style) *notifies and informs.*

2. **ohne Accordsumme,** *without contract as to expense.*

3. **u. s. w.** i. e. und so weiter, *and so forth.*

4. **der Wortführer,** same as Sprecher, above.

5. **steckte einen Strauß vor** i. e. *in his buttonhole.* Cf. the expression, etwas einstecken, *to put something into one's pocket.*

IV.

Page 32. — 1. **Braucht euch**, cf. page 18, note 1.

Page 33. — 1. **Nun, wer wäre denn das?** *Well, who might that then be?*

2. **der soll kommen, der**, lit., he shall come who, i. e. *let anyone venture to.*

3. **Heckpfennige**, *brood pennies.* From the popular superstition that certain coins hatched others.

Page 34. — 1. Cf. page 26, note 1.

2. This is an allusion to another form of the proverb „Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache."

3. **reichlich zu leben**, *ample means of support.*

4. **Bärenführer und Schnurranten**, *bear-tamers and strolling fiddlers.*

Page 35. — 1. **dem ist aber nicht mehr so**, impers., *but that is no longer so;* cf. page 23, note 4.

2. **was Rechtes**, ironical, *something great.*

3. **Himmelgucker**, *star-gazers.*

Page 36. — 1. **alles**, neut. for *everybody.*

2. **die Humanisten**, *the Humanists*, refers to those who were calling men back to a study of the ancient classics as a basis for culture.

3. **du opfermutiger Herr!** *magnanimous man!* In English the play on opfer is lost.

4. **der Ruppacher.** Note idiomatic use of der with a proper name. Note also mood and tense of werde and gäbe.

Page 37. — 1. **so wahr Gott mir helfe!** *so help me God!*

Page 38. — 1. **Burg der Sponeck,** a castle on the Rhine about seven miles from Altbreisach.

2. After three centuries' possession by the French, Alsace was regained by the Germans in 1871.

3. **strahlend schöne,** *beaming and beautiful;* strahlend is really an adverb.

4. **sein Heil gefunden,** *found relief.*

Page 39. — 1. **ja,** here *you know,* and two lines below, *of course.*

2. **ihm war,** for es war ihm, as on page 19, line 1.

V.

Page 41. — 1. **Clausur** (Latin clausura) *the confinement.*

2. **daß nicht . . . gedrungen wäre,** *but that . . . penetrated.* The subjunctive marks the unreality of the *assumed negative.*

3. **auf jedes dahinzielende Verlangen,** *to every request that had this in view.*

Page 42. — 1. **so lange . . . wurde,** *while . . . was being.*

2. **Mariä Himmelfahrt,** *Ascension day of the Virgin Mary* (Aug. 15). Mariä is in the gen. case. Biblical names often retain their classical inflection.

3. **die Ortschaften,** (collective) *the towns and villages.*

4. **Schweiß,** *work.*

5. **wie Hans Liefrink zu Mute war,** *what were the feelings of Hans Liefrink.*

Page 44. — 1. **Schauer der Andacht**, *thrills of devotion.*

2. **wie mußte da gebetet werden**, *what praying must have been there!*

3. **Wandlung**, cf. page 5, note 2.

4. **hinter . . . hervor**, *from behind.*

Page 45. — 1. **wie ein Lauffeuer**, *like wildfire.*

Page 46. — 1. **ihm wurde unwohl**, *he felt faint.*

2. **brach sich . . . Bahn**, *made his way.*

Page 47. — 1. Cf. Goethe's Iphigenie, Act III., scene 1.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

2. **seien**, supply "said he."

3. **so**, old relative, *who.*

4. **ließ es sich nicht nehmen**, *would not give up the privilege,— insisted on.*

Page 48. — **Übergabe**, cf. page 1, note 9.